

Jugendzeit in Botenheim

von Walter Stengel

Geboren bin ich am 27. Oktober 1928 in Botenheim als Sohn einer alteingesessenen Bauernfamilie. Der Stammvater Georg Stengel wird am 15. November 1675 mit seiner Frau ("cum uxore") erstmals in Botenheimer Kirchenbüchern genannt. Von ihm stammen alle Botenheimer Stengel ab. 1938 hießen von den 800 Einwohnern rund 100 Stengel. Es gab allein fünf Karl Stengel, die durch Zusätze wie Gottfrieds oder Christians Sohn unterschieden wurden. Mein Vater war bei meiner Geburt über 41 Jahre alt, was sich später im Verhältnis zu ihm nicht gerade als förderlich erwies. Ich betrachtete ihn nie als Kameraden. Mein Bruder Helmut war sieben Jahre älter als ich, er übernahm die Rolle als Spielkamerad. Er fiel 1941 in Russland im Alter von 21 Jahren.



Das Elternhaus wurde 1846 durch den Steinhauer Schmid erbaut. Aufnahme aus dem Jahr 1930.

Der kalte Winter 1928/29

Einige Wochen nach der Geburt setzte einer der kältesten und schneereichsten Winter ein, mit Temperaturen unter minus 20 Grad Celsius. Man verbarrikadierte sich geradezu in den Häusern, wie mein Vater später erzählte. Meine Mutter räumte den Küchenschrank aus und stellte mich in einem Wäschekorb hinein. Für die Nacht zog sie mir Handschuhe an. Wenn abends das Feuer im Küchenherd erlosch, sanken die Temperaturen so rasch, dass sich bis zum frühen Morgen Eis in den Gefäßen bildete. Mein Vater hatte im Frühjahr sein erstes Pferd in Kaisersbach im Welzheimer Wald gekauft. Als er es im April abholte, so erzählte er, seien dort noch viel Schnee und Schneewehen gelegen.

Die ersten Erinnerungen

Meine erste eigene Erinnerung besteht darin, dass ich, links und rechts im Bett angebunden, jämmerlich schrie und weinte, weil mein Bruder und sein Freund mich heimlich verließen. Folgen hatte das für die Übeltäter keine, denn ich konnte mich damals noch nicht über das Geschehene verständlich machen. Zu dieser Zeit lief ich meiner Mutter hinterher, wenn sie mit dem Kartoffeleimer zum Schweinefüttern ging, und rief immerzu "Ebi'a, Ebi'a!". Das r zu sprechen lernte ich erst im Grundschulalter.

Die erste Hose

Kurz vor meinem vierten Geburtstag bekam ich meine erste Hose. Vorher trugen Buben und Mädchen Röcke. Mein Vater stellte mich auf den Küchentisch, um mir die Hose anzuprobieren. Es war eine grüne Manchesterhose, die drei Zentimeter unter das Knie reichte. Dann wurde das Leibchen, an das die Hose angeknöpft wurden, angepasst. Es war ein komisches Gefühl, von jetzt an Hosen zu tragen.

Mein Bad im Wein

Mein Vater hatte zum Eigenverbrauch einen kleinen Weinberg angelegt. Er pflanzte darin aller Wahrscheinlichkeit nach die amerikanische rote Weinrebe Taylor, die gegen Reblaus und andere Rebkrankheiten immun war. Sie lieferte einen dunkelroten, gerbstoffreichen Wein; in den 30-er Jahre musste sie herausgehauen werden. Im Ort wurde der Wein allgemein als "Franzosenwein" bezeichnet. Beim Pressen spielte ich am Auffangzuber für den gepressten Wein mit dem Fasskübel, einem kleinen Gefäß zum Weinschöpfen. Ich verlor das Gleichgewicht und stürzte in den halbvollen Auffangzuber. Zum Glück war meine Mutter in der Nähe und zog mich dunkelrot gefärbt heraus, denn diese Traubensorte hatte den Farbstoff direkt im Saft.

"Bangefeldere"

Meine erste Freundin war ein junges Huhn, von mir "Bangefeldere" genannt, nach der damals gezüchteten Hühnerrasse "Bangfelder". Das Huhn war so zutraulich, dass ich mich kaum im Hühnergarten bewegen konnte, ohne es zu treten. Eines Tages hackte ich im Hühnergarten die Erde um, damit die Regenwürmer für die Hühner als Delikatesse zu erreichen waren. Dabei verletzte ich das junge Huhn am Fuß. Ich lief zu meinem Vater, um ihm von meinem Missgeschick zu berichten. Er nahm ein Stück von einer Dachschindel und "schindelte" das Hühnerbein, indem er das Stück Schindel oben und unten am Fuß befestigte. So hüpfte "Bangefeldere" einige Zeit umher, bis es wieder laufen konnte. Es tat seiner Liebe zu mir keinen Abbruch.

Wie Kohle entsteht

Mit fünf Jahren interessierte ich mich für die Hausaufgaben meines Bruders, besonders sein bunter Atlas hatte es mir angetan. Ich fragte meinen Bruder über alles aus. Eines Tages erzählte er mir, dass die Kohlen im Erdreich aus dem Holz von Wäldern entstanden seien. Ich grub deshalb ein Loch, füllte es mit Holzscheiten, verschloss es mit Erde – und wartete. Nach einer Woche schaute ich das erste Mal nach. Nichts hatte sich getan. Nach zwei Wochen dasselbe Ergebnis. Nach der dritten Woche brach ich den Versuch ab.

Die Grundschule

Die ersten zwei Schuljahre vergingen halb lustlos. Mich interessierte nur das Fach Heimatkunde. In der ersten Klasse lernten wir die Buchstaben nach den Geräuschen, die sie verursachten; beim s zum Beispiel ließ der Lehrer seinen Meerrohrstock so schnell durch die Luft sausen, dass es einen Summton gab. Kopfrechnen wurde immer vor die Pause gelegt. Wer das richtige Ergebnis hatte, durfte sein Frühstücksbrot nehmen und auf den Schulhof gehen.



Oberlehrer Fink mit dem Botenheimer Schuljahrgang 1928/29 (v. 5. v. l.: Walter Stengel). Aufnahme aus dem Jahr 1935.

Beim Einschulen neuer Erstklässler wurde ein kleines Theaterstück aufgeführt. Dabei erinnere ich mich gern an das Stück, das kurz beschrieben so aussah: Vater und Sohn sind mit einem Esel unterwegs. Da kommt der erste Fußgänger und sagt: "Seid ihr zu dumm, dass einer von euch auf dem Esel reitet?" Der Junge besteigt den Esel. Da kommt der zweite Spaziergänger. Der beanstandet, dass der Junge auf dem Esel sitzt und der Vater zu Fuß gehen muss. Nach dem Wechsel bemängelt der Dritte, dass der arme Bub zu Fuß gehen muss und der gewichtige Vater reiten darf. Die beiden wissen sich nicht mehr zu helfen. Sie binden dem Esel die Beine zusammen – und tragen ihn an einer Stange nach Hause. Fazit: Allen Leuten Recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann!

Zu Beginn des dritten Schuljahres kam der Schulrat zur Visitation. Er erzählte vom letzten Weltkrieg, wie sie bei den Granateinschlägen in einem Granattrichter lagen, der mit Wasser angefüllt war. Alle Kinder nickten. Dann fuhr der Schulrat fort: Eines Tages war der Granattrichter voll mit Wasser, dass er bei den vielen Granateinschlägen den Kopf unter Wasser halten musste. Ich streckte und meldete mich zu Wort: "Das glaube ich nicht, dass man den Kopf unter Wasser halten kann." Der Schulrat schickte den Lehrer auf mich zu, der mich aufforderte, ruhig zu bleiben. Und der Schulrat entzog sich mit einigen abschließenden Sätzen der anstehenden Blamage.

Der Frühling kommt!

Mit dem Erscheinen der ersten leuchtenden gelben Blüten der Sumpfdotterblumen begann der Frühling am Bach. Wir schnitzten kleine Boote, meist aus Forchenrinde, und begleiteten sie am Herrenwiesenbach, bis sie in der Zaber verschwanden. Einmal hatte es geregnet. Das Wasser des Bachs war braun gefärbt. Am Abend wuschen wir unsere Schuhe. Wir trugen halbhohle Schnürschuhe, nur einer hatte – damals noch ungewöhnlich – Halbschuhe an. Und dem riss das Wasser den Schuh von den Fersen. Wir suchten den ganzen Bach bis an die Mündung ab – ohne Erfolg. Im Geleitschutz brachten wir den Armen dann zu seiner Mutter zurück, um das Donnerwetter abzuschwächen.

Das Bauernjahr begann auf den Wiesen. Die Bauern kamen mit ihren Gespannen hin, luden ihre Saateggen ab und warfen sie so hin, dass sie umgekehrt auf dem Rücken lagen. Darauf wurden zwei alte, ausgediente Eisenreifen von Ackerwagen als Beschwerung gelegt. Damit wurde der über den Winter ausgebrachte Mist überfahren und die anhängenden Kuhfladen zerrieben. Übrig blieb das alte Stroh. Dieses wurde zu Haufen zusammengereicht und blieb einige Tage so sitzen. Ein herrlicher Spielplatz für uns Kinder!

Bubenstreiche

Nun kamen einige Buben auf die Idee, unseren alten Flaschner Lutz zu ärgern. Wir besorgten uns einjährige Wildlinge von Zwetschgenbäumen als Schleuderstecken und kneteten aus Erde von Maulwurfshügeln kleine Bälle, die wir darauf steckten. Aus 30 Metern eröffneten wir die Kanonade auf Lutz' Blechdach. Als die Tür aufging, türmten wir. Auf der Flucht hörten wir, wie Flaschner Lutz uns nach rief: "Zwei, vier, sechs – kenn ich alle!" Er schickte uns seinen Lehrbuben nach. Den verdonnerte wir aber, seinen Mund zu halten.

Und dann kam der Sommer! Der neue "Gängsgarten" war fertig geworden: Ein Betonbassin, zehn Meter lang und zwei Meter breit, abgeteilt zwischen Gänsen und Enten. Nachdem die Gänse abends nach Hause geflogen waren, besetzten wir Buben den "Gängsgarten". Das Wasser war herrlich warm. Die gelbliche Farbe des Wasser störte uns nicht. Es war für uns ein wahres Vergnügen, hier zu baden, bis wir nach einigen Tagen beim Lehrer verpetzt wurden. Es gab eine strenge Untersuchung, wer dabei war. Die Missetäter wurden einzeln auf die vorderste Bank gelegt und erhielten je einen Streich mit dem Haselnussstock.

Eines Tages gelüstete es uns nach Froschschenkeln. Warum, weiß ich nicht mehr. Bewaffnet mit einer Pfanne machten wir uns auf den Weg. Einer von uns wollte Metzger werden. Dem überließen wir das Schlachten der Frösche, nachdem wir genügend in den Wiesengräben gefangen hatten. Wir waren damit Konkurrenten der damals dort umherspazierenden Störche. In der Kachel brutzelten ganz appetitlich die Froschschenkel vor sich hin für die Gourmets.

Die "Loimagriewa", die Lehmgrube, war unser nächstes Ziel. Ein gefährliches Ziel! Zwei Männer waren andernorts von einer drei bis vier Meter hohen Lehmwand verschüttet worden und zu Tode gekommen! Wir gingen wegen der "Lösskindla" dahin. In Röhren wie große Wurmlöcher steckten sie, zwei bis drei Meter vom oberen Rand der Lehmgrube entfernt und zu bizarren Kalksteinformen erstarrt. Wer ein schönes "Lösskindel" gefunden hatte, nahm es mit nach Hause.

Zwei Schulkameraden machten gemeinsam ihre Schulaufgaben und beschlossen danach "in die Kirschen zu gehen". (Ich hatte das glücklicherweise nicht nötig, wir hatten eigene Kirschbäume.) Die Buben nahmen ihre Fahrräder und ab ging es zum Galgenberg, wo viele Kirschbäume standen. An einem Kirschbaum konnten sie bequem hochklettern, da darunter ein Weinberghäuschen stand. Als sie über die köstlichen Früchte herfielen, kam plötzlich der Bauer, dem der Kirschbaum gehörte. Zack, zack nahmen die Beiden Reißaus – aber ohne ihre Fahrräder. Der Bauer schloss die Räder in sein Häuschen ein und begann seinen Weinberg zu spritzen. Die zwei beratschlagten, was sie tun sollten. Schließlich gingen sie zu dem Wengerter hin. Dieser eröffnete ihnen, dass sie ihre Räder nur zurückbekommen würden, wenn sie ihm Spritzbrühe tragen würden. Gesagt, getan. Der Weingärtner ersparte sich den immer weiter werdenden Weg von seinem Häuschen zum Arbeitsort, und meine Schulkameraden leisteten tätige Abbitte für ihr Fehlverhalten.

Bubenpflichten

Wir hatten einen Mesnerbuben als Schulkameraden. Um elf Uhr musste er in den Ferien zu Mittag läuten. Dabei unterstützten wir ihn. Auch die Kirchturmuhre musste täglich mit einer Handkurbel aufgezogen und damit die schweren Steingewichte hochgezogen werden. Auf dem Dachboden der Kirche hatte die Messnersfamilie ihr Getreide gelagert. In Botenheim stimmte die Redensart "arm wie die Kirchenmäuse", die "mit verheulten Augen die Bühnentreppe herunterkommen" daher nicht.

Dann hatten wir noch einen Schulkameraden, der den Beruf seines Vaters mit "Expedient" angab. Der Lehrer konnte damit nichts anfangen und beauftragte den Schüler, sein Vater solle das Wort aufschreiben. Was er nicht wusste, war, dass damit der Versandleiter eines Unternehmens gemeint war. Am Samstag Nachmittag, kurz nach dem Mittagessen, ging es los mit diesem Schüler, der keine Landwirtschaft, aber einen Garten hatte. Ausgerüstet mit einem Handwagen, zwei Eimern und Kutterschaufeln, wurden im ganzen Ort die Kuhfladen und Rossbollen von der Straße aufgesammelt – eine Vorleistung für das nachfolgende Straßenkehren.

Die Hitlerjugend

Ich stand in unserem Hof. Mit Trommeln und Fanfaren, die Fahne voraus, marschierte das Fähnlein des Jungvolkes vorbei. Ich ging ans Hoftor und sah ihm nach. In 50 Meter Entfernung sah ich, wie der Fähnleinführer auf einen 15-Jährigen zusprang, ihm die Kopfbedeckung herunterriss und ihn abwatschte, weil er die Fahne nicht begrüßt hatte.

Zu so einem Verein wollte ich nicht gehen. Ich empfand das Geschehen als großes Unrecht. Gerade als junger Mensch hat man schon ein sensibles Rechtsempfinden. Ein Beispiel: Oberlehrer Fink verteilte während der Schule große und kleine "Lobe". Besonders begünstigt waren die Mitschüler, deren Mütter im Gesangverein mitsangen oder dem Herrn Lehrer eine Metzelsuppe schickten. 1938 verließ Fink Botenheim. Wir mussten beim Umzug helfen. Da standen etwa zwanzig ungebundene Säcke Umzugsgut. Wir verdonnerten gemeinsam den Mitschüler, der unberechtigterweise die meisten "großen Lobe" erhalten hatten, zum Zubinden der Säcke. Freiwillig oder unfreiwillig in die Hitlerjugend (HJ) einzutreten, das stand aber nicht lange zur Frage: Wir wurden über Nacht zur Staatsjugend gemacht. Bereits 1937 hatten sich junge Botenheimer zu verantworten, weil sie noch nicht in die HJ eingetreten waren. Der damalige Pfarrer Schlaich wehrte sich vehement gegen den Einfluss der NSDAP auf die Jugendlichen. Einer unserer Mitschüler grüßte ihn aus Spaß mit "Heil Hitler!", und sofort ging das Stöckchen des Pfarrers in die Höhe. Pfarrer Schlaich wurde 1938 mehr oder weniger zwangspensioniert.

So standen wir da in Uniform als "Pimpfe" (Jungvolk): mit kurzen schwarzen Hosen, Braunhemd und einem schwarzen Halstuch mit Knoten. Die Hose wurde von einem schwarzen Gürtel gehalten und dazu einem Schulterriemen,



Die Cousine Gudi in Jungmädleuniform
(Aufnahme 1939).

den wir aber im Krieg abgeben mussten – für die Fallschirmjäger, wie es hieß. Wir hatten einmal in der Woche "Dienst". Im Gelände waren wir mit Kartenlesen und dem Erkennen der Himmelsrichtungen (zum Beispiel, dass sich die bemooste Seite eines Baumes auf der Westseite befindet) und dem Ansprechen von Zielen beschäftigt. Am Abend suchten wir die Nordrichtung mit Hilfe des Polarsterns. An Geländespielen hatte ich kein Interesse. Auch kein Interesse hatte ich an der Nazi-Propaganda. So kam es, dass ich den "Dienst" schwänzte. Mit einem Kameraden musste ich zur Strafe zum Putzen des Fähnleinsbüros im "Braunen Haus" in Brackenheim antreten. Wir suchten uns Strupfer und Eimer zusammen und wollten gerade das Wasser auf den Boden ausschütten, da kam der uns beaufsichtigende Jungzugführer herein und schrie: "Seid ihr verrückt geworden!" So durften wir nur noch den Raum auskehren.

Wir schauten eine Viertelstunde zum Fenster hinaus und trollten uns nach Hause. Den "Reichsschwimmtag" schwänzte ich ebenfalls, obwohl ich ein guter Schwimmer war. Daraufhin erhielt ich einen Strafzettel über 5,00 RM. Nach Rücksprache mit unserem Bürgermeister zahlte ich die Strafe, um nicht als "Querulant" dazustehen. Es war mitten im Krieg, und an Litfaß-Säulen stand "Achtung! Feind hört mit!" – was für mich bedeutete, die Partei hört mit.

Schifahren im Wehrtüchtigungslager 1944

Über Ostern 1944 durften wir zum Schifahren ins Wehrtüchtigungslager nach Steibis bei Oberstaufen. Es war schönes Wetter – und für uns Flachländer besonders reizvoll. Die erste Visitation galt unseren Stiefeln. Ich hatte bereits "Kriegsware" an den Füßen; an meinen Absätzen waren Pappdeckelscheiben eingefügt. Deshalb musste ich mit anderen Kameraden unten in Steibis bleiben. Von der Abfahrt am Idiotenhügel bis zum Aufstieg zur Falkenhütte (1420 m) wurde alles unternommen. Höhepunkt zum Ende unseres Schikurses war dieser Aufstieg. Es war ein wunderschöner Morgen. Es hieß "Antreten zum Rucksackempfang!" Unsere Rucksäcke wurden mit Verpflegungsmaterial für die Falkenhütte gefüllt. Ich bekam in meinen Rucksack einen Riesenleberkäse mit einem Gewicht von rund 7,5 kg. So ein großes Stück hatte ich vorher nie gesehen! Dann ging es immer bergauf durch einen Sattel zur Falkenhütte. Nach dem Mittagessen legten wir uns auf einen schneefreien Felsen vor der Falkenhütte. Nach einer halben Stunde hatten wir uns einen schweren Sonnenbrand geholt!

Werbung für die Waffen-SS

Auch eine Werbung für die Waffen-SS wurde auf dem Festplatz von Steibis veranstaltet. Ich hatte einen Annahmeschein von der Kriegsmarine und war vor dem Zugriff durch die Veranstalter geschützt. So konnte ich, beinahe "genussvoll", dem Vortrag zuhören. Zuerst wurde uns geschildert, wie gut die Waffen-SS ausgebildet sei und dass sie über eine erstklassige Bewaffnung verfüge. Dann wurde eine "Verherrlichung" der Taten der Waffen-SS vorgetragen, wo überall sie erfolg- und siegreich eingesetzt gewesen sei. Es waren ungefähr 60 Hitlerjungen anwesend. Vielleicht war den Veranstaltern aufgefallen, dass die Mienen blass wurden und versteinigerten, da wohl jeder der Anwesenden einen Gefallenen, Vermissten oder Schwerverwundeten – es war ja im Kriegsjahr 1944! – in der Familie hatte. Plötzlich sagte der Vortragende, dass es natürlich nicht so sei, dass die Waffen-SS entsprechend hohe Verluste habe, sie sei nicht dazu da, immer nur an Brennpunkten zu kämpfen. Er schilderte dies an einem Vergleich zwischen Waffen-SS und Wehrmacht – was wir aber nicht nachprüfen konnten. Als ich den Festplatz verließ, bemühten sich die Veranstalter um fünf oder sechs der Anwesenden, sie zum Eintritt in die Waffen-SS zu überreden.

In der Oberschule

Die Oberschule (Lateinschule) in Brackenheim hatte damals vier Schuljahre. Die Aufnahmeprüfung legte ich bei Herrn Dr. Aßfahl ab, der kurz zuvor von Güglingen nach Brackenheim gekommen war. Im mündlichen Teil, das weiß ich noch wie heute, stand ich vor einer Landkarte von Baden und Württemberg und ich unterhielt mich mit ihm über das Klima im Schwarzwald. Ich sagte ihm, dass wegen der Höhenlage das Klima kühler sei und es mehr Niederschläge gebe.

Neue Wissensgebiete

"Richtig lernt der Mensch nur das, was ihn interessiert", sagte Robert Bosch. Und mein Interesse für viele neue Gebiete erwachte in der dritten Klasse der Oberschule. Ich hatte zum ersten Mal ein philosophisch-theologisches Wörterbuch in der Hand. Zuerst schlug ich die Lehre über die Prädestination von Calvin auf, dann die Aussagen über den Buddhismus. Vom letzteren hat mich ein Ausspruch von Gautama Buddha mein ganzes Leben lang begleitet: "Man wird, was man denkt".

Farbensprache als Merkhilfe

Zum Anfang des neuen Schuljahres begann der Lateinunterricht. Der Lehrer präsentierte das neue Vokabelbuch. "Diese Wörter müsst ihr zum Schuljahresende kennen", sagte er. Eine sehr moderne Art der Zielvorgabe! Es folgte ein schöner Sommer, und ich hatte Spaß am Baden und Schwimmen. Was sollte ich tun? Schwimmen gehen oder Vokabeln lernen? Ich entschied mich, beides zu tun. Ein einseitiges, eingleisiges "Büffeln" war noch nie meine Stärke gewesen. Ich habe bei jeder Gelegenheit "Eselsbrücken" benutzt. Ein Stück Faulheit ist immer gut, dachte ich. Jetzt musste ich ein System erfinden, das mir beim Vokabellernen behilflich war. Ich schlug mein Wörterbuch auf und las: "aqua" und sagte: "Das Wasser ist blau." Das bedeutet: a ist blau. Bei "See" sah ich die grünen Uferwiesen – e ist gleich grün; i ist weiß wie das Christkind, in rot steckt das o; das dunkle u wurde dunkelbraun. Die Konsonanten dazwischen wurden durch gleiche Abstände festgehalten. Auch im Griechischen bewährte sich das System: epsilon wurde hellgrün, eta dunkelgrün; entsprechend dazu omikron hellrot, omega dunkelrot. Nach kurzer Zeit beherrschte ich meine Farbensprache perfekt, und ich sparte eine Menge Lernzeit. Daraufhin sagte ich mir, was bei den Wörtern hilft, müsste auch bei den Zahlen gehen. Die Lehrerin fragte: "Wann wurde die Universität Tübingen gegründet?" Das Zahlengedächtnis funktionierte: weiß, grün, zweimal sandsteinfarben = 1477. Damit hatte ich mir ein phänomenales Gedächtnis geschaffen. Dieser Erfolg versetzte mich später in die Lage, mit Erlaubnis des Kultministeriums vor dem Abitur eine Klasse zu überspringen. Und noch später erlaubte er mir den Quereinstieg in die elektronische Datenverarbeitung (EDV). Ich hatte meinen Traumjob gefunden und durfte 25 Jahre darin arbeiten. (Ich habe einige Jahre später in einem Buch dieselbe Farbkombination bis hin zum karmesinroten "ö" gefunden. In meinen Augen ist es einer gelungene Möglichkeit, die überhand nehmende Reizüberflutung in den Griff zu bekommen. Dabei hege ich den Verdacht, dass manche Leute die Methode anwenden, ohne dass es ihnen gewahr wird.)

"Meine" Oberschulen

Während des Krieges wurden die Oberschulen von Brackenheim und Bönningheim zusammengelegt. Wir hatten nun tageweise von 7-9 Uhr Unterricht in Brackenheim und von 10-12 Uhr in Bönningheim. In der Stunde dazwischen fuhren wir mit der Fahrrad nach Bönningheim. An anderen Tagen kamen die Bönningheimer nach Brackenheim. Wir hatten damit eine vollständige Besetzung aller Fächer mit guten Lehrern. Das machte sich nach dem Übergang zur Robert-

Mayer-Oberschule in Heilbronn positiv bemerkbar. Nach einem Jahr Oberschule in Heilbronn wurde der Jahrgang 1928 – außer den HJ-Führern – als Luftwaffenhelfer eingezogen. Dann kam das Kriegsende, das mit einer sechswöchigen Internierung in einem französischen Gefangenenlager abschloss. Ende 1945 wurde der Schulbetrieb wieder aufgenommen. Ich ging nun in die Eduard-Mörke-Oberrealschule in Ludwigsburg und anschließend in das Friedrich-Schiller-Gymnasium, ebenfalls in Ludwigsburg, bis zum Abitur. Da ich beim Besuch der Oberschule in Heilbronn täglich vor 3/4 fünf Uhr hatte aufstehen müssen, was meiner Aufmerksamkeit im Unterricht sehr abträglich war, nahm ich mir in Ludwigsburg ein kleines Zimmer. Ein weiterer Vorteil von Ludwigsburg war, dass die Schulen vom Krieg nicht beschädigt und voll intakt waren.

Ist der Vater Bauer oder Landwirt?

Jeder landwirtschaftliche Betrieb bekam 1938 eine "Hofkarte", in der alles Wissenswerte über den Betrieb eingetragen war: der Name des Landwirts (Bauer war gestrichen, weil dieser Begriff jetzt für Besitzer von so genannten Erbhöfen galt), die Familienangehörigen; Größe der Kulturarten (Ackerland, Garten und Obst, Wiesen, Weinberge), Nutzfläche und Anzahl der bewirtschafteten Teilstücke (bei uns 35), Öd- und Unland, Hof und Hofraum (wir hatten 5,24 ha Gesamtfläche). 1938 hatten wir angepflanzt: Winterweizen und -roggen, Sommergerste, Hafer, Flachs (der Anbau wurde im Rahmen der "Erzeugungsschlacht" obligatorisch), Kartoffeln, Futterrüben und -mais, Luzerne und Rotklee. Unser Viehbestand umfasste ein Pferd, drei Milchkühe (Milchleistung 1938: 6308 Liter) und drei Mastschweine, davon eines für die Hausschlachtung.

Der gestrichene Eintrag "Bauer" und der Ersatz durch "Landwirt" brachte mich um die Sympathie eines jungen Lehrers. Im Fach Biologie wurden die Arbeitsgebiete zum Beobachten der Pflanzen von der Aussaat bis zur Ernte verteilt. Als die Reihe an die Kartoffel kam, sagte der Lehrer: "Stengel, das ist etwas für dich, dein Vater ist doch Bauer." Ich sagte: "Nein." Er wunderte sich und nach dem Verteilen weiterer Pflanzenbeobachtungen fragte er mich, was mein Vater denn sonst von Beruf sei. Ich antwortete: "Landwirt!". Was dann geschah, kann ich mit Worten überhaupt nicht beschreiben. "Auf den Arm nehmen" war noch der mildeste Ausdruck. Was der Lehrer nicht wusste, war Folgendes: Ich hatte damals mit elf Jahren das Reichserbhofgesetz gelesen und kannte den Unterschied zwischen dem "Bauern", der nach den nationalsozialistischen Leitsätzen von "Blut und Boden" seinen Erbhof bewirtschaftete, und einem "Landwirt", der seinen Betrieb lediglich zur Gewinnerzielung führte. Darüber war zu Hause öfter diskutiert worden. Der Biologielehrer wurde zur Wehrmacht eingezogen – es war ja Krieg – und mit dem neuen Lehrer kam ich wieder besser zu Rande.

Mitarbeit in der Landwirtschaft

Nicht nur Schule und Freizeit bestimmten den Ablauf meiner Jugendzeit, sondern auch Mitarbeit in der Landwirtschaft und im Weinbau meiner Eltern. Sobald ich einen Handkorb Kartoffeln tragen konnte, musste ich hinter dem Pflug Kartoffeln legen (*Ebira stecka*), im Weinberg Reben lesen und an jeden Weinstock die richtigen Pfähle zum Einpfählen stecken (*Pfähl stupfe*).

Beim täglichen Futterholen mähte mein Vater das Gras mit der Sense. Ich lud es mit der Gabel auf den Wagen und zog den liegengebliebenen Rest mit dem Rechen zusammen, damit ich ihn ebenfalls aufladen konnte. In der Heuernte dagegen wurden frühmorgens die Pferde an die Mähmaschine gespannt. Mein Onkel, dem das zweite Pferd gehörte, setzte sich auf den Mähmaschinensitz und rief: "Hü!". Als ich größer wurde, musste ich mit einem Rechen mitlaufen und das lange Gras von dem Schneidebalken wegziehen, damit er nicht verstopfen konnte. Dann wurde das gemähte Gras (die "Mahden") mit der Gabel ausgebreitet ("verzettelt"). So konnte das Gras schneller trocknen. Am Nachmittag wurde es mit dem Rechen gewendet und abends auf Haufen ("Schochen") gesetzt. Am nächsten Morgen wurde das schon gut getrocknete Gras wieder verzettelt, mittags mit dem Rechen gewendet und gegen Abend in langen Wellen zum Aufladen zusammengereicht. So war es bei idealem Heuwetter. Wehe, wenn Regenwetter dazwischen kam! Dann musste das Verfahren so lange wiederholt werden, bis das Heu zum Einfahren geeignet war. Daheim konnte das Heu ohne größeren Höhenunterschied abgeladen werden.

Bei der Getreideernte ging es ebenfalls frühmorgens aufs Feld. Mein Vater mähte mit einem "Haberrechen", einer Sense mit Worb, ein Mahd gegen das stehende Getreide. Meine Mutter und ich nahmen mit einer Sichel das Getreide weg und legten es hinter uns auf den Boden. Dieses Getreide wurde mit der Sichel gewendet und gewöhnlich am dritten Tag in Garben gebunden. Nach dem Einfahren musste es mit einer Seilrolle ("Scheurarädle") nach oben an seinen Lagerplatz gezogen werden. Nach der Saat des Wintergetreides und nach dem Herbst wurde mit der eigenen kleinen Dreschmaschine das Getreide in der Scheune gedroschen. Dabei wurde ich als Zubringer der Garben eingesetzt. Bei der Heu- und Getreideernte war ich der "Lader", der das Heu und die Garben auf dem Wagen in die richtige Lage brachte.

Die Kartoffelernte lief so ab: Mein Vater brachte die Kartoffeln mit einem Karst aus der Erde. Meine Mutter und ich lasen sie in Körben auf. Wir trennten sie in große Kartoffeln zum Verkaufen und kleine zum Schweinefüttern. Die gefüllten Körbe leerten wir in Säcke. Abends stand dann eine ganze Reihe von Säcken zum Heimtransport bereit.

Zur Futterrübenenernte mussten die Futterrüben ("Angersen") von Hand aus dem Boden gezogen und in Reihen abgelegt werden. Das Rübenkraut wurde als Futter für die Kühe abgeschnitten. Nun konnten die Rüben aufgeladen werden. Das machte mir großen Spaß, genauso wie das Abladen zu Hause.

Obst hatten wir nur zum Eigenverbrauch. Das meiste Obst wurde zum Mostmachen verwendet.

Der "Herbst" – die Weinernte – war der Höhepunkt des Jahres. Auftakt dazu war das Ausschellen durch den Büttel: "Morgen wird das Keltergeschirr ausgeräumt!" Der Fronmeister und einige Helfer ließen die übereinander gestapelten Bütten heruntergleiten, stellten sie mit senkrechtem Büttenboden auf und rollten sie dann auf den Kelterhof zum Abholen durch die Besitzer. Wir selbst hatten zu Hause Platz zum Aufbewahren von Bütten und Zubern. Balken und Unterlagsteine wurden von ihrem Lagerort geholt. Zum Aufstellen der Bütten halfen die

Nachbarn mit. Ein dürres Schwarzdornbüschelchen wurde vor das Spundloch gehalten, damit beim Ablassen des Weines die festen Bestandteile der Maische zurückgehalten wurden. Nun wurde die Traubenraspel auf die Bütte gelegt, mit der die Trauben gequetscht wurden. Nach dem Befüllen der Bütte wurde bei Regen die Büttenabdeckung oben aufgelegt, damit die Bütte gegen eindringendes Regenwasser geschützt war. Auf dem eisenbereiften Wagen wurden ein oder zwei Zuber verstaute. Das Lesegeschirr bestand damals aus Holzgelten und emaillierten Eimern, der Traubentragbutten aus lackiertem Blech.

Nun ging es ab in den Weinberg zur Traubenlese. Die Lesemannschaft bestand aus den Familienangehörigen und ein oder zwei fremden Leserinnen. Wir Kinder waren bei schönem Wetter auch dabei und begleiteten den Buttenträger beim Leeren des Traubenbutten. Nach jedem geleerten Butten machte der Träger eine Kerbe in seinen Weinbergpfahl. Am schönsten war die Mittagsrast. Es wurde ein Feuer gemacht und die mitgebrachten roten Würste an einem Stecken am Feuer gegrillt. Sie schmeckten fabelhaft. Ab und zu kam dabei der Wengertschütz vorbei und aß und trank ein wenig mit uns. Er hatte einen derben Haselnussstock mit vielen eingeschnitzten Zeichen dabei. Zum Abschied gab er zu unserem Vergnügen einen Schuss aus seiner Weinberghüterpistole ab.

Zu Hause war die Bütte in einem guten Jahrgang – bis an den Rand voll. Einige Tage musste die Maische in der Bütte vergären, ehe der Wein abgelassen werden konnte: Die Bütte wurde "angestochen und abgelassen". Der abfließende Traubenmost wurde in bereitstehende Zuber umgeschöpft, die Trester in die Kelter zum Auspressen abgefahren. Dort wurden die Trester in ein rundes Biet gefüllt und unter die Presse geschoben. Nun wurde Zentimeter um Zentimeter das Biet gegen den oben liegenden Pressstempel gedrückt mit Hilfe einer Hydraulikpumpe, die von einem Elektromotor über ein riesengroßes Schwungrad angetrieben wurde. Der ausfließende "Wein" wurde mit einer handbetriebenen Pumpe in den mitgebrachten Zuber gepumpt. Inzwischen telefonierte mein Vater unserem "Weinmann" und sagte, dass der Wein abholbereit sei. Jeder Weingärtner hatte damals seinen eigenen Weinkäufer, meistens einen Wirt von auswärts. Es war Brauch, dass die Weinkäufer einige Wochen vor Herbstbeginn die Weinberge ihrer Verkäufer inspizierten.

Während des Zweiten Weltkriegs musste der Wein an eine neugegründete Weineinlagerungsgemeinschaft abgeliefert werden, aus der zehn Jahre später die Weingärtnergenossenschaft Botenheim entstand.

Wintervorbereitung

Zwischen 1930 und 1935 wurde eine Feldbereinigung mit einer Begradigung des Herrenwiesenbachs durchgeführt. Wir waren daran mit einem Garten am Herrenwiesenbach beteiligt. Dort mussten auf sechzig Meter alle Bäume entlang des Baches, hauptsächlich Weiden, gefällt werden. Dasselbe traf auf unsere Holzweise in den "Gräben" zu. Auch hier mussten alle Bäume, Weiden, Erlen und Eschen, entfernt werden. Dieses Grundstück wurde anschließend drainiert und dann in neuer Form zugeteilt. Wir hatten zu Hause eine Holzheizung in der Küche und in zwei Stuben. Die außerplanmäßigen Rodungen ergaben so viel Holz, dass wir fünf Jahre davon heizen konnte. Mein Vater setzte zusätzlich vor unser Haus noch zwei große Holzstapel.